

mtb

JULIA
LONDON

Skandal in Mayfair

ROMAN



besucht, die – so wie George selbst – über ein üppiges Budget fürs Glücksspiel verfügten und sowohl Whiskey als auch südamerikanische Zigarren schätzten. Der Club war das Gegenteil von versnobt und damit von *White's* in St. James. Zumindest stellte sich George das so vor.

Tom Rivers, der Bruder der beiden Damen, war gestern Abend ebenfalls im Coventry House gewesen, daran konnte er sich erinnern, ebenso an zu viele Drinks und jede Menge Gelächter. „Gott im Himmel“, murmelte er, stand auf und streckte die Hand nach dem Hut aus.

Er lief die mit dicken Teppichen ausgelegten Treppen des repräsentativen Hauses in Mayfair hinunter, das er in aller Stille dem Count of Wellington abgekauft hatte. Der Count hatte an einen Mann wie ihn – den unehelichen Sohn eines Dukes und Halbbruder eines anderen, der den Gedanken an seine Existenz schon kaum aushalten konnte – keineswegs verkaufen wollen, aber er hatte das Geld gebraucht, das George ihm zu bieten hatte.

Auch für die Verhältnisse der eleganten Audley Street in Mayfair war es ein geradezu spektakuläres Haus. Von der hohen Decke der Eingangshalle hing ein reich verzierter Kronleuchter von der Größe eines Pferdes herab und die Treppen wanden sich um ihn herum. Die mit Seidentapeten bespannten Wände der Halle waren mit Gemälden und Porträts geschmückt, die allesamt noch der Vorbesitzer zusammengetragen hatte.

Mittlerweile fielen sie George kaum noch auf, aber er hatte früher viel Zeit damit verbracht, sie einzeln sehr genau zu studieren und nach Ähnlichkeiten mit seinem eigenen Äußeren zu suchen. Schließlich war er zu dem Schluss gekommen, dass sie alle als seine Vorfahren in Frage kamen. Was spielte es schon für eine Rolle, um wen genau es sich handelte? Wenn man der Sohn eines Dukes und eines niederen Zimmermädchens war – eines Zimmermädchens, welches der Duke sofort entlassen hatte, als er von der Schwangerschaft erfuhr –, ist einem nichts so sicher wie verschlossene Türen und unangenehmes Schweigen, wenn man nach seinen Vorfahren forscht.

Barns, einer seiner Lakaien, stand an der Tür und öffnete sie, noch ehe George sie erreicht hatte. Das war Finnegans Werk. Finnegan war der einzige Mensch in seinem Leben, jetzt oder früher, der ihn jemals wie den Urgroßenkel eines Königs und Neffen eines weiteren behandelt hatte. George war sich nie ganz sicher, ob ihm diese Behandlung gefiel. Er zog es eigentlich vor, seine Türen selbst zu öffnen. Er sattelte auch sein Pferd lieber selbst – da er das schon als kleiner Junge gelernt hatte, als er in den Stallungen der Royal Mews gearbeitet hatte, während seine Mutter dort die Nachttöpfe ausleerte, ging es bei ihm sehr schnell.

„Vielen Dank, Barns“, sagte George. Er war einen ganzen Kopf größer als sein Lakai. George verfügte über die Statur der königlichen Familie und die robuste Gesundheit der Familie seiner Mutter. All seine Verwandten mütterlicherseits hatten sich mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt verdient. In Montagu House aber hing ein Porträt seines Vaters, das George sich gewissenhaft angesehen hatte, als sich die Gelegenheit dazu ergab. Es kam ihm so vor, als hätte er die schmale, aristokratische Nase und das energische Kinn seines Vaters, aber das kastanienbraune Haar seiner Mutter und ihre hellblauen Augen. Die

anderen Kinder, die in den Royal Mews arbeiteten, hatten gesagt, er sei ein Mischling, nicht der Neffe eines Königs.

Georges Pferd stand bereits gesattelt auf dem gepflasterten Bürgersteig vor seinem Haus. Er warf dem Stallburschen einen Viertelpenny zu, der die Münze geschickt auffing und in die Tasche steckte, während er George die Zügel übergab. „Tach auch, Sir“, sagte er und rannte zurück zu den Ställen.

George setzte sich den Hut auf, schwang sich in den Sattel und trieb sein Pferd im Trab die Audley Street hinunter.

Eine Viertelstunde später kam er beim Büro von Sweeney and Sons an. Sam Sweeney, sein Anwalt und Schiffsmakler, grinste breit. „Woher die gute Laune?“, fragte George, als er kurz darauf in der Eingangshalle seinen Hut einer alten Dienstbotin mit einer Spitzenhaube übergab.

„Es gibt allen Grund zur Freude, ja zum Glücklichsein“, antwortete Mr Sweeney, während er Georges Hand ergriff und überschwänglich schüttelte. „Kommen Sie doch bitte herein, Mr Easton. Ich habe wunderbare Neuigkeiten.“

„Ist das Schiff wiederaufgetaucht? Hat man es in den Hafen gebracht?“

„Nicht ganz“, gab Mr Sweeney zu, während er George in sein Büro bat. Umständlich wedelte er mit seinem Taschentuch über die Polster eines Ledersessels und bat George, dort Platz zu nehmen.

Als George sich hingesetzt hatte, sagte Mr Sweeney: „Die ‚St. Lucia Rosa‘ liegt im Hafen. Ich habe mit dem Kapitän selbst gesprochen. Er hat mir berichtet, dass Godsey und seine Mannschaft Indien erreicht haben und eine Woche später nach England aufbrechen sollten. Das bedeutet, er müsste in spätestens einer Woche hier sein.“

Erleichterung durchflutete George. Er hatte einen nicht unerheblichen Teil seines Vermögens in dieses Schiff investiert und den Gedanken, alles zu verlieren und wieder einmal von vorn anzufangen, konnte er kaum ertragen.

„Lassen Sie uns außerdem nicht vergessen, dass Kapitän Godsey ein Mann mit viel Erfahrung ist“, ergänzte Sweeney.

Sweeney hatte Godsey aufgetrieben. George vertraute seinem Urteil – Sweeney und er arbeiteten seit Jahren zusammen, seit George angefangen hatte, das Geld zu investieren, das der Duke of Gloucester ihm bei seinem Tod vor ein paar Jahren hinterlassen hatte. Das war und blieb die einzige Anerkennung, die George von seinem Vater jemals erhalten hatte. Es war kein großes Vermögen gewesen, sondern gerade genug, um das Gewissen eines Mannes zu erleichtern, eher er vor seinen Herrn und Schöpfer trat. Alles andere hatte der älteste Sohn des Dukes geerbt, Georges Halbbruder, den er nur ein einziges Mal getroffen hatte. Dieser hatte daraufhin prompt verfügt, dass George Easton keinen Fuß in irgendwelche Bereiche des Londoner Lebens setzen durfte, in denen er selbst verkehrte.

George hatte inzwischen Übung darin, die bitteren Enttäuschungen von sich abperlen zu lassen, die er um der Umstände seiner Geburt willen erleiden musste. Er machte sich nicht mehr viel daraus, wenn man ihn einen Lügner, einen Emporkömmling oder einen Betrüger nannte, dem es ausschließlich um das Gloucester'sche Vermögen ging. Er hatte sich lieber

darauf konzentriert, sich selbst einen Namen zu machen. In seine letzte Unternehmung, den Import von indischer Baumwolle, hatte er viel Geld investiert.

Er war ein hohes Risiko eingegangen, aber George hatte sein Vermögen damit gemacht, sorgfältig kalkulierte Risiken einzugehen. Mit seinem Vermögen war auch sein Selbstvertrauen gewachsen. Die Damen mochten ihn, aber er gestand sich niemals zu, für eine von ihnen besondere Zuneigung zu entwickeln. Er spielte ein Männerspiel, nahm sich von ihnen, was er bekommen konnte, und hielt sie ansonsten von sich fern. Wenn nämlich eins sicher war, dann, dass er niemals mehr als ein Bastard für diese Leute sein würde.

George hatte keinerlei Illusionen, wenn es um seine Position in der Gesellschaft ging. Aber er hoffte sehr, dass diese Position in Zukunft um ein lukratives Baumwollgeschäft bereichert wurde.

Durch den anhaltenden Krieg mit Frankreich waren Männer wie George heute in der Lage, bislang unentdeckte Geschäftsfelder zu nutzen. Vor zwei Jahren hatte er mit einem Inder einen Vertrag über die Lieferung von Baumwolle auf die Britischen Inseln geschlossen. Es war ein risikoreiches Geschäft, es gab so vieles, was dabei schiefgehen konnte. Aber dieses Leben hatte George sich selbst ausgesucht – er ergriff jede Gelegenheit, die sich ihm bot. Erstaunlich lukrative Gelegenheiten. Die Risiken machten ihm sogar Spaß; sie ließen ihn wachsam bleiben, der Balanceakt, den sie erforderten, war zu seinem Lebenselixier geworden.

Bei der ersten Baumwolllieferung war er richtiggehend euphorisch gewesen. Die Ladung war wie vereinbart in London eingetroffen und George hatte sie mit außergewöhnlich hohem Gewinn weiterverkauft. Das Kapital, das er hier erworben hatte, hatte er dann in ein eigenes Schiff mit Mannschaft investiert, um so noch mehr Baumwolle nach England zu bringen.

Dies war bei Weitem das größte geschäftliche Risiko, das er jemals eingegangen war. Niemand hinderte etwa die Mannschaft daran, sich mit der Ladung aus dem Staub zu machen und sie selbst zu verkaufen. Das Schiff konnte auf der Überfahrt in Seenot geraten und sinken. Es konnte auch von Piraten aufgebracht werden. Und das waren nur die offensichtlichen Gefahren. George war sich darüber klar, dass er im Grunde nicht wusste, was alles passieren konnte, denn er selbst war in seinem ganzen Leben noch nirgendwohin gesegelt. Aber wenn alles gut ging, würde er ein unvorstellbar wohlhabender Mann werden. Und wenn nicht, nun ja ... George würde schon etwas einfallen.

Er würde schlicht und einfach von vorne anfangen.

Er sprach mit Sweeney, wie schnell er die Baumwolle zu Geld machen konnte, wenn das Schiff erst den Hafen erreicht hatte, und als er sein Büro wieder verließ, war ihm deutlich leichter ums Herz als bei seiner Ankunft.

Bei den Ställen von Cochran warteten schon die Zwillinge Miss Eliza und Miss Ellen Rivers auf ihn. Bei ihnen war eine Frau mit säuerlicher Miene, die wohl ihr Kindermädchen sein musste, wenn er bedachte, wie jung die Damen tatsächlich waren, echte Kinder im Vergleich zu seinen einunddreißig Jahren. Aber die jungen Mädchen waren fröhlich und aufgeregt an diesem kühlen Frühlingsnachmittag, ihre Wangen

leuchteten wie rote Äpfel. „Bei allem, was mir heilig ist“, sagte George, „ich kann mich nicht entscheiden, welche von Ihnen hübscher ist.“

Die Mädchen kicherten und George musste zugeben, dass ihm das Geräusch gefiel; es klang nach Frühling. Gerne machte er sich mit den beiden Vögelchen auf den Weg zur Reitbahn Rotten Row; ihre kleinen Pferde trotteten neben seinem Araber her, den er in gemächlichem Tempo gehen ließ.

George fiel sofort auf, dass die beiden Debütantinnen die Angewohnheit hatten, die Sätze der jeweils anderen zu beenden, sodass er Mühe hatte, der Unterhaltung zu folgen. Deshalb überschlug er im Kopf, wie viele Schritte es noch waren, ehe er die jungen Damen wieder bei den Ställen abliefern konnte – er lenkte sich gerne einmal mit Rechnereien ab –, da kam plötzlich eine blaue Wolke mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf ihn zugerast.

Er richtete sich im Sattel auf und sah der blauen Wolke verwundert entgegen, ehe er erkannte, dass es sich tatsächlich um eine Dame handelte, die so schnell und rücksichtslos ritt, dass er dachte, ihr Pferd müsse durchgegangen sein. Er machte sich bereit, das Tier zu verfolgen und anzuhalten, um die Dame zu retten, da zügelte sie direkt vor ihm ihr Pferd und lächelte freundlich. „Guten Tag, Miss Rivers, Miss Rivers“, sagte sie freudig und atemlos und legte eine Hand an ihren Hut.

Georges Begleiterinnen waren von ihrem plötzlichen Eintreffen so perplex, dass sie sie mit offenem Mund anstarrten, aber George hatte sie sofort erkannt: Honor Cabot.

Sie lachte fröhlich. „Mr Easton!“, sagte sie, als hätte sie ihn eben erst bemerkt. „Was für ein unerwartetes Vergnügen, Sie hier wiederzusehen, Sir!“

„Miss Cabot“, sagte er und nickte ihr zu. „Sie haben uns aber erschreckt.“

„Oh, wirklich?“ Sie lachte übermütig. „Ich bitte vielmals um Verzeihung, das war ganz und gar nicht meine Absicht. Ich wollte nur, dass das alte Mädchen sich einmal ordentlich austoben kann.“ Sie beugte sich dabei über den Hals ihres Pferdes und klopfte ihn liebevoll. „Miss Rivers, wie geht es Ihren Eltern?“, fragte sie.

„Ausgezeichnet, danke der Nachfrage“, sagte eine von ihnen.

„Das freut mich sehr zu hören. Ich wollte Ihre kleine Gesellschaft nicht stören. Ich verabschiede mich, dann können Sie in Ruhe weiterreiten“, sagte sie und fügte hinzu: „Ich bitte nochmals um Entschuldigung, falls ich Sie erschreckt haben sollte.“

„Schon vergessen“, sagte eine der Zwillingsschwestern.

„Einen schönen Tag noch!“ Miss Cabots Lächeln wurde fast unmerklich schwächer, als sie sich George zuwandte. „Mr Easton“, sagte sie und musterte ihn dabei von oben bis unten, während sie ihr Pferd wendete und in die andere Richtung davongaloppierte. Seltsamerweise schien ihr Blick an George zu haften.

Plötzlich zügelte Miss Cabot noch einmal ihr Pferd und warf einen Blick zurück über ihre Schulter. „Verzeihung, aber mir ist gerade eben ein Gedanke gekommen! Mr Easton, sind Sie nicht zur Teegesellschaft heute Nachmittag im *Gunter's* eingeladen, die mein Bruder Lord Sommerfield gibt?“

Sommerfield? Wohl kaum. George hielt nichts von verweichlichten Männern, die Bücher dem Sport vorzogen. Er sah sie neugierig an und fragte sich, wie sie wohl auf diese

Idee kommen mochte.

„Ich habe mich gefragt, ob Sie wohl die Güte hätten, ihm eine Nachricht von mir zu überbringen? Ich sehe ihn heute sonst gar nicht mehr, weil ich noch andere Verpflichtungen habe.“

„Ich bin nicht ...“

„Natürlich nur, wenn es Ihnen nichts ausmacht“, warf sie schnell ein. „Würden Sie ihm wohl sagen, dass ich mit der Kutsche des Earls so etwa um halb sechs komme, um ihn abzuholen? Ich möchte Ihr Treffen nicht unterbrechen.“

Er öffnete den Mund, um zu erklären, dass eine Verwechslung vorliegen musste, aber ehe er etwas erwidern konnte, sagte sie: „Das ist sehr nett von Ihnen. Sie vergessen es doch nicht? Halb sechs vor *Gunter's Teestube*. Ich nehme die Kutsche des Earls.“

George kam es auf einmal so vor, als ob Miss Cabot beabsichtigte, sich mit *ihm* zu treffen, aber das war natürlich absurd.

Nein. Ganz ausgeschlossen. Das würde eine wohlerzogene junge Dame niemals tun. Aber dennoch hatte sie es gerade eben getan. Was konnte sie nur von ihm wollen? Er war sprachlos. Und sehr neugierig. „Ich überbringe Ihre Nachricht mit dem größten Vergnügen“, sagte er. „Halb sechs, ich werde es nicht vergessen.“

Sie lächelte. „Vielen Dank.“ Dann wendete sie und trieb ihr Pferd an, sodass sie die anderen Reiter weiter unten auf der Bahn schnell überholt hatte.

Eher zufällig warf George einen Seitenblick auf Miss Eliza Rivers.

Sie starrte ihn ungläubig an. „Sind Sie mit Miss Cabot näher bekannt?“

„Wir sind uns schon einmal vorgestellt worden“, antwortete er, beließ es aber bei dieser Auskunft. „Sollen wir weiterreiten?“ Er trieb sein Pferd an und machte eine Bemerkung über das schöne Wetter.

Es war streng genommen nicht ganz richtig, dass sie einander vorgestellt worden waren, aber er hatte sie immerhin in Southwark getroffen, als sie ihn nach allen Regeln der Kunst eingewickelt und vorgeführt hatte.

Wenn George Easton eins nicht ausstehen konnte, dann war es, ein Spiel zu verlieren.

Und wenn es etwas gab, dass er ganz und gar nicht ausstehen konnte, dann, ein Spiel an eine schöne junge Dame zu verlieren.

Und wenn es etwas gab, das er noch weniger mochte, als gegen eine schöne junge Dame zu verlieren, dann war es, das vor Publikum zu tun, und noch dazu, weil er sich mehr um ihr appetitliches Dekolleté gekümmert hatte als um das Blatt, das er auf der Hand hatte.

Er hatte nicht die geringste Ahnung, was Miss Cabot heute im Schilde führte, aber er würde auf jeden Fall um halb sechs bei dieser Teestube sein. Es war mehr als gewagt, ihn auf diese Weise allein treffen zu wollen. Weit weg von allen Beobachtern.

So eine Einladung würde kaum ein Mann ausschlagen, und George Easton ganz bestimmt nicht.